

Fr. Mauro-Giuseppe Lepori, Generalabt OCist

Das monastische Charisma im 21. Jh.

Es freut mich, Sie nun schon zum dritten Mal an Ihrem Generalkapitel besuchen zu dürfen. Es ist für mich immer eine Gelegenheit, mir Rechenschaft abzulegen über viele andere Begegnungen mit Personen und Gemeinschaften unserer Orden und in der Zisterzienser Familie, denn diese Begegnungen erinnern mich jeweils an das, was uns in unserer Berufung verbindet. Sicher nicht immer in der Berufung, wie wir sie leben, denn wir weichen alle und immer ab von dem, wozu Christus uns ruft, aber in der Berufung, zu der Christus uns hinzieht und der Heilige Geist uns drängt. Wenn jemand oder eine Gemeinschaft sich sagt: „Ich lebe meine Berufung richtig!“, dann heisst das, dass man seine Berufung nicht lebt, denn die Berufung ist nie ein abgeschlossener, vollendeter Prozess, wenn man wirklich Christus folgen will, der uns vorangeht, wenn man ihn nicht hinter sich „herschleppen“ will wie die Soldaten, die ihn gefesselt zu Kaiphas oder Pilatus führten. Christus geht frei vor uns her, gerade auch im monastischen Leben, obwohl dies eine Berufung ist, in der man leichter Gefahr läuft zu meinen, der Weg sei seit jeher und für immer festgelegt.

Ich meine, dass wir über unsere Berufung und wie wir ihr folgen wollen in der Weise nachdenken müssen, wie der heilige Paulus seine eigene Treue zur Berufung, die er von Christus empfangen hat, verstand: „Nicht dass ich (...) schon vollendet wäre; ich jage aber danach, dass ich das auch ergreife, wofür ich von Christus Jesus ergriffen worden bin. Liebe Brüder, ich bilde mir nicht ein, dass ich selbst es ergriffen hätte, eins aber tue ich: Was zurückliegt, vergesse ich und strecke mich aus nach dem, was vor mir liegt. Ich richte meinen Lauf auf das Ziel aus, um den Siegespreis zu erringen, der unserer himmlischen Berufung durch Gott in Christus Jesus verheissen ist. Lasst uns alle, die wir gereift sind, so gesinnt sein. Falls ihr anderer Ansicht seid, so wird euch Gott auch darüber Klarheit verschaffen. Doch: Was wir erreicht haben, an dem wollen wir uns auch ausrichten!“ (Phil 3,12-16)

Für diesen Besuch hat mir Ihre Kommission, die mit der Vorbereitung des Kapitels betraut war, im Namen Ihres Generalabtes das Thema mitgeteilt, das Sie vertiefen wollen: *Das monastische Charisma im 21. Jahrhundert*. Also auch Sie laden mich ein, eher nach vorne als nach rückwärts zu schauen.

Trotzdem, die Vergangenheit ist nicht unwichtig für unseren Weg. Sie trägt uns, wie die Wurzeln den Baum tragen, der sich in der Höhe und Breite entfaltet, um in seinem Streben nach dem Himmel Raum und Zeit zu umspannen. Wir sollen nicht rückwärts schauen, aber wir sollen uns *erinnern*. Das heisst, dass die Vergangenheit nicht hinter uns bleiben darf. Sie muss uns begleiten, sie muss in uns bleiben, sie muss in uns lebendig bleiben. Dann wird die Vergangenheit Tradition, Weitergabe, Erbe. Das heisst, dass die Vergangenheit durch uns weitergehen kann als wir selbst, dass sie uns überholen kann, über unser Leben hinausreichen kann, ja sogar Weitergabe unseres Lebens, Zeugung neuen Lebens werden kann.

Es geht also darum, dass wir uns heute unserer Verantwortung für die Weitergabe des Lebens bewusst sind, unserer Verantwortung als Väter, Mütter gegenüber den kommenden Generationen. Das 21. Jahrhundert, ja das ganze dritte Jahrtausend ist nicht so sehr eine Zeitspanne als vielmehr eine *Nachkommenschaft*. Gott hat Abraham und allen Patriarchen und Königen nicht eine zukünftige Zeit versprochen. Das wäre zu abstrakt für die jüdische Mentalität. Er hat eine künftige Nachkommenschaft versprochen, das heisst eine menschliche Zukunft im tiefen Sinn des Wortes, eine lebendige, persönliche, kulturelle Zukunft, eine Zukunft, die auch von dem Bindeglied abhängig ist, das ich zwischen meinen Vätern und Müttern einerseits und Söhnen und Töchtern andererseits bin.

Ich empfinde immer ein Unbehagen, wenn ich feststelle, dass die Sorge für Nachwuchs in unseren Klöstern in erster Linie mehr eine Sorge für den Weiterbestand des Hauses, des Unternehmens, des Denkmals, des Besitzes und weniger eine Sorge der Fruchtbarkeit ist. Es ist, als wüsste man sich Nachwuchs für die Struktur und nicht, um Leben, Berufung als Leben weiterzugeben.

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir zu einer *jungfräulichen Fruchtbarkeit* berufen sind, und diese bleibt immer ein Geheimnis, weil sie nur in dem Mass in unseren menschlichen Mitteln liegt, als diese in den Dienst des göttlichen Wirkens, des Heiligen Geistes gestellt werden; wie Maria, die ihren Leib, ihre Seele, ihren Geist, ihr Leben, ihre Beziehungen, auch die zu Joseph, vollkommen Gott zur Verfügung gestellt hat. Sich dessen immer bewusst zu bleiben ist ein Zeichen authentischer Fruchtbarkeit.

Die jungfräuliche Beziehung zur Realität lässt Gott handeln, wie er will. Sie ist ein Herz, das sich einer Fruchtbarkeit öffnet, die nicht die unsrige ist, die wir nicht fassen können, und die deshalb grösser ist als unsere eigene. „Amen, ich sage euch: Da ist keiner, der um meinetwillen und um des Evangeliums willen Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker verlässt und der nicht hundertfach empfängt, jetzt in dieser Zeit Häuser, Brüder und Schwestern, Mütter und Kinder und Äcker inmitten von Verfolgungen, und in der kommenden Welt das ewige Leben.“ (Mk 10,29-30)

Vergessen wir nicht, dass die jungfräuliche Fruchtbarkeit dauerhafter ist als die leibliche, sie ist unabhängig von unmittelbaren Bedingungen. Eltern ohne Kinder werden keine Nachkommenschaft haben. Unsere Nachkommenschaft dagegen kann sogar Generationen überspringen, sie kann auch nach unserem Tod oder nach dem Tod unserer Gemeinschaft neues Leben hervorbringen. Wie viele Zisterzienser-Klöster sind ausgestorben und nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten wieder auferstanden.

Diese Haltung evangelischer Jungfräulichkeit, diese Überzeugung von der Fruchtbarkeit unseres Lebens, unserer Gemeinschaften, unserer Orden und ganz allgemein unserer monastischen Berufung ist meiner Meinung nach entscheidend für unser Leben in den kommenden Jahrzehnten. Ich sage: „für unser Leben“, und nicht: „für unser Überleben“, denn Christus hat uns nicht versprochen zu überleben, sondern zu neuem Leben aufzuerstehen. Überleben ist zu wenig. „Tun das nicht auch die Zöllner und Heiden?“ (vgl. Mt 5,46-47). Unser Glaube gründet nicht auf der Auferstehung des Lazarus, oder der Tochter des Jäirus, oder des Sohnes der Witwe von Nain, sondern auf der endgültigen Auferstehung Christi, der durch die Taufe unser ewiges Leben geworden ist.

Leben um zu überleben ist im Grunde genommen eine Entscheidung für den Tod, eine Entscheidung aus Angst, die uns die Freude am Leben nimmt, die Freude, das Heute als einen Augenblick zu leben, in dem der ewige Gott uns an seinem Wesen, an seinem Sein, das Liebe ist, teilhaben lässt. Gibt es also folglich eine grössere Fülle des Lebens als diesen Augenblick, selbst wenn es der letzte Augenblick vor meinem Tod oder dem Ende der Gemeinschaft sein sollte?

Was könnte unser monastisches Charisma ohne diese evangelische Jungfräulichkeit der Welt von heute Neues anbieten?

Der Mensch des 21. Jahrhunderts hat den Sinn für die Ewigkeit verloren und lebt folglich, um zu überleben. Alle politischen und gesellschaftlichen Programme, auch die der „à la carte“-Religionen, bieten Massnahmen für das Überleben. Die ökologische Katastrophe überleben, die Krankheiten überleben, die Depression überleben, Unfälle überleben, den Terrorismus überleben, das MigrantInnenproblem überleben...

Was bietet unser Charisma dieser Welt, diesem globalisierten kulturellen Klima des 21. Jahrhunderts, das wir überall antreffen, in Europa, in den beiden Amerika, in Asien, in Afrika, in Ozeanien?

Der heilige Benedikt legt grosses Gewicht auf die lebensbejahende Entscheidung als eigentliche Motivation für unsere Berufung. Im Prolog der Regel schlägt er eine einzige Werbung für Berufungen vor. Es ist die Frage, die wir mit Gott dem Herzen des Menschen stellen müssen, nämlich ob er oder sie „das Leben liebt und gute Tage zu sehen wünscht“ (Prol. 15). Und sofort stellt er klar, dass das Leben lieben „wahres und unvergängliches Leben – *veram et perpetuam vitam*“ wünschen bedeutet (Prol. 17). Also nicht ein Traumleben oder ein einfaches Überleben, vor allem nicht bloss ein bequemes Leben, das sich in der Immanenz verwirklicht, sondern ein Leben hic et nunc und ewig, das ewige Leben, das im gegenwärtigen Leben beginnt.

Die ganze Regel illustriert dieses wahre und unvergängliche Leben, sie ist der „Weg des Lebens“, den „in seiner Güte der Herr uns zeigt“ (Prol. 20).

Wenn wir nicht das anbieten, wenn unsere Gemeinschaften nicht dafür leben, wenn sie nicht Schule für das wahre und ewige Leben sind, dann bieten wir nicht unser Charisma an, dann sind wir nicht fruchtbar. Denn fruchtbar sein heisst, das Leben weitergeben, und wir, wir sind dazu berufen, das wahre und ewige Leben zu leben und weiterzugeben, das der österliche Christus uns durch die Taufe mitteilt.

Ich sage das alles, weil diese Einsicht uns erlaubt, auch unser Schwachsein und Sterben als Gelegenheit zu leben, für das wahre Leben, für das fruchtbare Leben, das in Christus immer möglich ist, Zeugnis abzulegen. Die Fruchtbarkeit der Märtyrer findet ihren Ausdruck in der aussergewöhnlichen Art ihres Sterbens.

Das ist ein direktes Erbe des gekreuzigten Christus: „Als der Hauptmann, der Jesus gegenüberstand, ihn auf diese Weise sterben sah, sagte er: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mk 15,39). Was hat dieser Heide Überzeugendes gesehen im Sterben Christi? Er hatte die Gnade zu erkennen, dass Jesus seinem Sterben einen Sinn gab, dass Liebe in diesem Sterben war, die diesen Tod zum Zeugnis für ein grösseres Leben werden liess, für ein Leben, das mächtiger ist als der Tod.

Es ist wohl kein Zufall, wenn der heilige Benedikt drei Werkzeuge der geistlichen Kunst hintereinander nennt, die von Leben und Tod handeln:

„Das ewige Leben mit allem geistlichen Verlangen ersehnen.

Den unberechenbaren Tod täglich vor Augen haben.

Das Tun des eigenen Lebens jederzeit überwachen.“ (RB 4,46-48)

In der Sehnsucht nach dem ewigen Leben bekommt alles seinen Sinn: jeder Augenblick des zeitlichen Lebens wie der unausweichliche Tod. Und nichts ist ein stärkerer Beweis für das ewige Leben als ein Leben und ein Sterben, die in ihm ihren Sinn und ihre Vollendung finden.

Das 21. Jahrhundert ist schon jetzt das Jahrhundert einer Kultur, in welcher der Mensch weder dem Leben noch dem Tod einen Sinn zu geben vermag. Es ist eine Kultur der Immanenz, die den Sinn für das ewige Leben verloren hat. Atmet man förmlich die Sehnsucht nach dem ewigen Leben in unseren Klöstern, in unseren Liturgien, in unserem brüderlichen Leben, in unserer Gastfreundschaft, in unserem Schweigen, in unserem Wort? Kann man in unserem Leben und in unserem Sterben wahrnehmen, dass der auferstandene Christus den Tod besiegt und damit unserem Leben einen Sinn für die Ewigkeit gegeben hat?

Wir verstehen, dass wir auf diese Fragen nicht mit moralisierendem Streben antworten können. Es geht nicht darum, mehr zu tun oder etwas anderes oder Besseres zu tun. Der heilige Benedikt macht uns klar, dass es vielmehr um eine Arbeit der Sehnsucht geht, um einen inneren Blick, um das Hüten des Herzens, die dem gewöhnlichen menschlichen Leben, das wir in unseren Klöstern führen wie unsere Brüder und Schwestern überall, Tiefe geben.

Es mangelt nicht an Zeugen, die uns dieses Erbe hinterlassen haben. Wenn wir heute Mönche und Nonnen sind, so gut es eben geht, dann doch, weil andere uns das Leben der Berufung weitergeben haben, so gut es eben ging.

Genauso wie ich weiss, dass ich durch eine ununterbrochene Kette der Generationen mit Adam und Eva verbunden bin, genauso ist heute meine Berufung als Zisterzienser durch eine geheimnisvolle spirituelle Kette mit der Berufung der ersten Äbte und Mönche von Cîteaux und durch sie mit dem heiligen Benedikt verbunden.

Als wir uns im Mai in Cîteaux versammelten, um gemeinsam die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit der Zisterzienserfamilie für den Unterhalt und die Nutzung unseres Ursprungsortes zu prüfen, besonders des Definitoriums und der Überreste der ersten Kirche, da war es für uns offensichtlich, dass der Heilige Geist uns die frische Quelle wiederfinden liess, die uns noch heute zu neuem Leben generiert. Ich glaube, dass wir in diesem Sinn uns überlegen müssen, wie wir den 900. Jahrestag der Charta Caritatis begehen wollen, mit einer gewissen Pietät von Söhnen und Töchtern, damit dieses Gedenken uns neu belebe, sodass auch wir eine zisterzienserische Nachkommenschaft hervorbringen können, der es mehr darum geht, wie Abraham ein Segen für die Welt zu sein als ein Gericht, das uns als Erste verurteilen würde.

Jedes Charisma ist zuerst ein Geschenk, Gnade, und es bleibt ein Charisma, wenn es fortan als Gnade empfangen und als Gnade weitergeben wird. Niemand ist Herr eines Charismas. Es gibt manchmal solche, die sich als Hüter eines Charismas ausgeben, die aber in Wirklichkeit nur dessen Kidnapper sind.

Wir haben unser Charisma nicht erhalten, um es zur Geißel unseres Machthungers, unserer Eitelkeit oder unserer Angst, das Leben für Christus zu verlieren, zu machen.

Ein Charisma macht uns vielmehr zu Propheten. Und Prophet sein bedeutet, Diener eines Geschenks zu sein, das sich schenkt. Es ist wie mit dem Besitz einer Quelle: Ich bewahre sie, wenn ich sie durch mein Grundstück durchfließen lasse; wenn ich sie zurückhalte, wird auch die Quelle zum faulenden Teich.

Kürzlich hat mich ein Satz des Propheten Amos betroffen gemacht, auf den ich in der Lesung der Vigilien gestossen bin: „Gott, der Herr, spricht – wer wird da nicht zum Propheten?“ (Amos 3,8)

In der Geschichte unseres Charismas gibt es viele, die bereit waren, das Wort, das Gott ihnen anvertraute, weiterzugeben. Unsere geistlichen Schriftsteller, unsere Heiligen, die Mönche und Nonnen, die es verstanden haben, besonders spürbar die Flamme unseres Charismas neu zu beleben. Seit ich vor 6 Jahren hier angeregt habe, wir sollten gemeinsam daran arbeiten, dass die heilige Gertrud zur Kirchenlehrerin erhoben wird, haben wir einen langen Weg zurückgelegt, vielleicht nicht so sehr im Sinn des Prozesses als ... im Prozess des Sinnes. Ich will damit sagen, dass die durch dieses Verfahren bedingten Untersuchungen, Begegnungen, Tagungen uns davon überzeugt haben, dass für uns bereits Wirklichkeit ist, was wir für die Kirche wünschen: Gertrud ist für uns Prophetin eines Gottes, der zum Menschen des 21. Jahrhunderts sprechen und seinem Leben Sinn geben kann in einer lebendigen und liebenden Beziehung zu Christus und durch ihn mit der Dreifaltigkeit.